



Peter Steinbach

„Schafft die Einheit!“

Wilhelm Leuschner 1890-1944



Reihe
Gesprächskreis
Geschichte
Heft 37

FRIEDRICH
EBERT 
STIFTUNG

Peter Steinbach

„Schafft die Einheit!“

Wilhelm Leuschner 1890-1944



Reihe
Gesprächskreis
Geschichte
Heft 37

Peter Steinbach

„Schafft die Einheit!“

Wilhelm Leuschner 1890 – 1944

Vortrag bei einer Veranstaltung
der Friedrich-Ebert-Stiftung e.V.
und des Vereins für Kultur
und Sozialgeschichte Bayreuth e.V.
am 30. November in Bayreuth

A 01 - 00024



Friedrich-Ebert-Stiftung
Historisches Forschungszentrum

Herausgegeben von Dieter Dowe
Historisches Forschungszentrum der Friedrich-Ebert-Stiftung

Kostenloser Bezug beim Historischen Forschungszentrum
der Friedrich-Ebert-Stiftung
Godesberger Allee 149, D-53175 Bonn
(Tel. 0228 - 883-473)
E-mail: Doris.Fassbender@fes.de

© 2000 by Friedrich-Ebert-Stiftung
Bonn (-Bad Godesberg)
Herstellung
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany 2000

ISSN 0941-6862
ISBN 3-86077-957-5

Peter Steinbach

„Schafft die Einheit!“

Wilhelm Leuschner 1890 - 1944

Der Widerstand gegen den Nationalsozialismus gehört zu den Bereichen zeithistorischer Deutung, die in der öffentlichen Diskussion stets ein besonderes Interesse gefunden haben. In diesem Themenfeld spiegeln sich nämlich nicht nur die vergangenen Ereignisse an sich, sondern die Vergangenheit dient nicht zuletzt dazu, gegenwärtige Probleme politischen Zusammenlebens prinzipiell zu deuten. Insbesondere mit dem Widerstand gegen den Nationalsozialismus rückt ein zeitgeschichtlicher Themenkomplex in den Blick, der bis heute eine starke Orientierungskraft für die Nachlebenden besitzt und deshalb in besonderer Weise die Zusammenhänge zwischen aktueller Deutung und wissenschaftlicher Erforschung und Interpretation der Geschichte spiegelt. Dieser Zusammenhang stiftet politische Erfahrung aus historischem Bewusstsein und macht wahrscheinlich einen guten Teil der politischen Bedeutung aus, die in vielen Gesellschaften dem Widerstand in allen seinen Formen und begrifflichen Differenzierungen zugeschrieben wird.

Widerstand als Problem ist gewiss alt und findet sich als Ansatzpunkt politischen Denkens zu fast allen Zeiten. Manche politischen Gesellschaften begründen sich geradezu aus dem Widerstand. Der Rütlichschwur der Schweizer etwa ist ein Mythos und gewinnt als solcher geradezu historische Realität. Johanna von Orleans war immer mehr als eine Heilige der Franzosen. Auch Paul Revere, der Jugendliche aus dem amerikanischen Unabhängigkeitskrieg, packt bis heute mit seinem Ausspruch Nachlebende, er wünschte, er hätte zwei Leben, denn dann wäre er in der Lage, seinem Land auch zwei Leben zu geben. Dies sagte er

vor seiner Hinrichtung als Kämpfer im Unabhängigkeitskrieg gegen die britische Kolonialmacht.

Besonders bekannt sind typische Personen aus dem weiten Bereich des europäischen Widerstandsdenkens, welche die Frage der Selbstbehauptung des Individuums im Gemeinwesen zu spitzen. Diese Frage berührt Probleme der politischen Moral, auch der politisch, also durch Herrschaftsverhältnisse bedingten Gefährdung des Menschen und der ihm gesetzten Normen. Dies ist etwa die Bedeutung des von Sophokles überlieferten Bildes der Antigone, die sich zwischen politisch-gesetztem weltlichen, also menschlichem Recht (nomos) auf der einen Seite und göttlichem Recht (dike) auf der anderen Seite zu entscheiden hat.

Antigone wurde in Schauspielen und Theaterinszenierungen des 20. Jahrhundert immer wieder in die Herausforderungen unserer Gegenwart hinein gestellt, in Situationen also, die aus dem gewichtigen Spannungsverhältnis zwischen Individuum, Staat und Gesellschaft, zwischen Menschenrechten und Unterdrückung, zwischen (Natur-) Recht und Gesetz resultieren. Auch vertragsrechtliche Begrenzungen staatlicher Allmacht werden immer wieder unter den jeweiligen Bedingungen der Gegenwart reflektiert.

Unter den Bedingungen der modernen Diktaturen stellen sich weitere grundsätzliche Fragen der Widerstandsdeutung, zunächst vor allem im Hinblick auf die Geschichte der nationalsozialistischen Diktatur, seit den fünfziger Jahren dann zunehmend in diktaturvergleichender Perspektive. Immer wieder haben wir deshalb beobachten können, dass Regimegegner in ihren Heimatorten und Herkunftsgebieten besonders deutlich in das Bewusstsein gerückt werden sollten. So wurde jüngst Karl Friedrich Goerdeler in seinem Wirkungsort Leipzig durch ein Denkmal geehrt, erhielt der Schreiner Johann Georg Elser in Königsbronn eine Gedenkstätte und wurden in Berlin an vielen Häusern

Gedenktafeln angebracht. Allesamt dienen sie dazu, die Routine des Alltags zu unterbrechen und zum Nachdenken einzuladen.

Die Widerstandstraditionen der Deutschen sind allerdings in der Vergangenheit niemals sehr ausgeprägt gewesen, trotz großartiger dramatischer Annäherungen wie etwa dem Schauspiel von Kleist „Der Prinz von Homburg“. Sie gründeten bis zum Ende des Kaiserreiches in der Regel auf der Erfahrung einer Fremdherrschaft, die bekämpft werden sollte. So wurde Arminius der Cherusker als Verteidiger des „teutschen Landes“ gedeutet, auch Andreas Hofer, schließlich die deutschen Befreiungskämpfer aus der napoleonischen Zeit. Geistige Traditionen gründeten sich in Deutschland aber nicht auf den Gedanken des Widerstands. Man stelle sich nur vor, das politische Bewusstsein würde sich an Verfassungskonflikten des 19. Jahrhunderts entzünden, die in sich immer den Keim der Auflehnung und des Widerstands enthielten. Das änderte sich erst mit dem 20. Jahrhundert und der Erfahrung eines Widerstands gegen ein totalitäres System, das Traditionen zerstören und eine neue Gesellschaft mit einem neuen Menschen schaffen wollte. Das Ende der DDR 1989 verstärkte noch einmal das Gespür für die politische Bedeutung des Widerstands gegen Weltanschauungsdiktaturen mit einem totalen Führungs- und Gestaltungsanspruch.

Andererseits taten sich die Nachlebenden in postdiktatorischen Zeiten mit der Anerkennung der Regimegegner nicht leicht. Diese verkörperten eine Alternative zur Anpassung und symbolisierten den Anspruch, dass gerade Not ein Gebot kennen sollte. Historisch scheiterte der Widerstand allerdings, denn Deutschland wurde von außen vom Nationalsozialismus befreit. Um so wichtiger war es aber, sich mit dem Widerstand in erinnernder und gedenkender, also einer aktiven Form auseinanderzusetzen. Hans Mommsen hat in einem der wichtigsten Aufsätze über Wilhelm Leuschner betont, dass der Widerstand eine „unentbehrliche Integrationsfunktion“ erfüllt habe. Dies gilt insbe-

sondere für die Zeit nach 1945, so sehr der Historiker immer wieder Schwierigkeiten mit Deutungs- und Umdeutungsversuchen hatte. Wie sah es mit dieser Funktion aus, wie entwickelte, wie bewährte sie sich? Besonders deutlich lässt sich dies an einer Persönlichkeit wie Wilhelm Leuschner zeigen.

Er war gewiss einer der bedeutendsten deutschen Regimegegner und stammt aus einer Stadt, die in der deutschen Nachkriegsöffentlichkeit eher und mehr mit Hitler und seinem Verhältnis zu Wagner identifiziert wurde als mit dem Widerstand: aus Bayreuth. Leuschner ist bekannt als Gewerkschaftsführer, der in der Illegalität einen Führungskreis aufbauen konnte und zunehmend in die militärisch-konservative Oppositions- und Widerstandsbewegung geriet. Schon sehr lange vor 1933 galt er als einer der konsequenten Gegner des NS-Staates, damals, als es noch nicht zu spät war, diese lebensvernichtende Ideologie zu bekämpfen.

Nun bietet sich die Chance, in Bayreuth an ihn zu erinnern, nicht durch ein Denkmal, sondern durch eine Bildungsstätte für eine aktive Auseinandersetzung mit dem Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Leuschners Bedeutung ist nicht zu bestreiten, wenngleich wir vergleichsweise wenig über ihn wissen. Die Nationalsozialisten hatten niemals vergessen, dass er ihr nicht zu beeindruckender Gegner geblieben war. Sie hatten ihn immer wieder verfolgt, bespitzelt, eingesperrt. Aber sie hatten seinen Willen nicht brechen können. Deshalb diffamierten sie ihn bis in die letzten Stunden seines Lebens hinein.

„Ehrgeizzerfressene, ehrlose, feige Verräter sind Karl Goerdeler, Wilhelm Leuschner, Josef Wirmer“, verkündete der 1. Senat des berühmten Volksgerichtshofes am 8. September 1944 - nach kurzer Verhandlung, wenige Stunden nach der schriftlich eingegangenen Anklage des Oberreichsanwalts, etwa sechs Wochen nach dem Anschlag des 20. Juli 1944. „Ehrgeiz-

zerfressen, ehrlos, feige, verräterisch“, schließlich auch „feindhörig“ - dies sollen die Attribute von Widerstandskämpfern gewesen sein, die vor 1933, außerhalb des Widerstands gegen den Nationalsozialismus, wohl niemals den vertrauensvollen, im Vertrauen unbedingten, Weg zueinander gefunden hätten?

„Sie verschworen sich“, las man in der Urteilsverkündung, „... mit einer Gruppe eidbrüchiger Offiziere, die unseren Führer ermorden wollte, als Minister einer feindhörigen Verräterregierung (bestrebt), unser Volk in dunkler Reaktion zu knechten und unseren Feinden auf Gnade und Ungnade auszuliefern.“ Leuschner, Goerdeler, Wirmer, von Hassell und Lejeune-Jung sollten sich nach der Feststellung des Volksgerichtshofes des folgenden Verbrechens schuldig gemacht haben: „Statt mannhaft wie das ganze deutsche Volk, dem Führer folgend, unseren Sieg zu erkämpfen, verrieten sie - wie niemand je in unserer Geschichte - mitten im Daseinskampf das Opfer unserer Krieger, Volk, Führer und Reich; alles, wofür wir leben und kämpfen.“ Deshalb wurden sie mit dem Tode bestraft und ermordet - Wirmer, von Hassell und Lejeune-Jung noch am Tage der Urteilsverkündung, Leuschner am 29. September 1944, Goerdeler einige Wochen später.

Wilhelm Leuschners Weg ist oft beschrieben worden. Am 15. Juni 1890 in Bayreuth geboren, wächst er in bedrängten, nicht aber in bedrückenden Lebensverhältnissen auf. Dem hochbegabten Kind ist zwar keine bildungsbürgerliche Karriere vorgezeichnet, denn höhere Schule oder Studium stellen Bildungsschranken dar, die nur durch die Kirche oder die Arbeiterbewegung zu überwinden waren. Leuschner ist ein Kind der Arbeiterbewegung, die sich als Kulturbewegung begreift - er steigt nicht nur innerhalb der Gewerkschaftsbewegung auf, wird also nicht allein in der Arbeiterbewegung zur inspirierenden, führenden Persönlichkeit, sondern bildet sich durch seine Einbindung in die Sozialdemokratie und die deutsche Gewerkschaftsbewegung

zu einer politischen Persönlichkeit mit eigenem Gewicht heraus. Joachim G. Leithäuser, Leuschners erster gründlicher Biograph, hat bereits 1962 den Lebensweg Leuschners nachgezeichnet. Leithäuser können wir uns in den Grundzügen, freilich nicht mehr in allen Bewertungen anvertrauen.

Leuschner, das Kind eines Ofensetzers, erlernte nach dem Besuch der Bayreuther „Centralschule“, einer, wie man damals sagte, „Volksschule“, in einer Bayreuther Holzbildhauerei und Goldmalerei den Beruf eines Holzbildhauers, also eines besonders qualifizierten Möbelschreiners. In dieser Zeit, also als Jugendlicher, schloss er sich bereits in Bayreuth der Gewerkschaftsbewegung an. Er trat in den Holzbildhauerverband ein. Das war ein bemerkenswerter und zugleich auch ein mutiger Schritt, denn Gewerkschaftsmitglieder hatten es damals, in der Zeit der „Schwarzen Listen“, nicht leicht, zumal nicht in einer Region wie Bayreuth. 1907 ging Leuschner, wie es damals in Handwerksberufen ebenso verbreitet wie üblich war, auf „Wanderschaft“. Sie galt als eine weitere Stufe der handwerklichen Ausbildung, weitete den Blick, nicht nur räumlich, sondern auch sozial und politisch. In Leipzig bekam Leuschner erneut Kontakt zur Gewerkschaftsbewegung.

Seine erste ernst zu nehmende Anstellung fand er in Darmstadt - bei einem Wochenlohn von 26 Goldmark verdiente er damals weitaus mehr als ein Oberlehrer. Als seine Mutter erkrankte, kehrte Leuschner 1909 nach Bayreuth zurück. Ein Semester lang - im Herbst 1909/Frühjahr 1910 - belegte er Kurse an der Nürnberger Kunstakademie. Seine Familie bedeutete ihm viel. Bis heute wird immer wieder berichtet, er habe seiner bettlägerigen Mutter ein Bild unter die Zimmerdecke gemalt, nicht nur eine schöne Geschichte, sondern eine erhellende Beschreibung seines Lebensgefühls, das sich bis in die Stunden seiner Ermordung hielt. Die durch Vorstellung, durch Phantasie, durchbrochene Wand, die für Mitmenschen durchbrochene

Wand können wir als ein Leitbild für das Wollen und Wirken Leuschners sehen.

1910 kehrte Leuschner nach Darmstadt zurück, fand seine erste gute Anstellung bei einem Holzmöbelfabrikanten, heiratete ein Jahr später, ohne eine bürgerlich-behagliche Existenz anzustreben. Er hatte sich längst der Arbeiterbewegung angeschlossen - als ehrenamtlicher Gewerkschaftsfunktionär, der bald eine überörtliche Bedeutung erlangte. Bereits 1909 war er Bezirksleiter des Darmstädter Bildhauer-Verbandes gewesen, verhandelte seitdem mit Unternehmern und versuchte, zunächst auf betrieblicher, später örtlicher oder sogar staatlicher Ebene, Tarifverträge auszuhandeln - damit wurde er zwar nicht zum Wegweiser der Gewerkschaftsentwicklung, wie seine Biographen suggerieren, sondern verstärkte einen Trend, der eine rationale Gestaltung der Arbeitsbeziehungen begünstigte - die Arbeiter wollten ebenso Sicherheit ihrer Verdienstbedingungen wie die Unternehmer: „organisierter Kapitalismus“ wird diese Phase der Beziehungsgeschichte zwischen Arbeiterschaft und Unternehmen später genannt.

Zur Vorstellung von einem sich organisierenden „Kapitalismus“ gehörte auch die Annahme, das Instrument zur Organisation dieses Kapitalismus sei der Staat - er ist nicht mehr allein Unterdrückungsinstrument, wie viele Arbeiter noch im 19. Jahrhundert im Einklang mit der Vorstellung von Marx vom Staat als Instrument der Klassenherrschaft des Bürgertums geglaubt hatten, sondern er kann zum Gestaltungsinstrument werden. „Heran an den Staat!“, so lautete deshalb in den zwanziger Jahren der Wahlspruch der selbstbewussten Vertreter der Arbeiterbewegung, die sich zutrauten, die Gesellschaft mit Hilfe des von ihnen kontrollierten Staates zu gestalten. Erstmals war das sich auf die eigene Kraft und die Erfahrung des politischen Selbstbewusstseins zurückgehende Gefühl, im Staat ein eigenes Mittel zur Veränderung politischer Verhältnisse zu besitzen, zu Beginn

des 1. Weltkriegs mächtig geworden - nicht allein in der Frage nach der Bewilligung der Kriegskredite, sondern aus dem Willen heraus, das Kaiserreich gegen den russischen Zarismus verteidigen zu müssen.

Leuschner hat zweifellos so gedacht und deshalb den Dienst mit der Waffe nicht verweigert, sich nicht einmal beklagt. Jahrelang lag er im Osten, kämpfte er im Westen, litt unter den ständigen Kämpfen, nicht unter den Gefahren, sondern unter den Kriegseindrücken. Er verbringt lange Wintermonate in Pinsk, erlebt dort beim Jahreswechsel 1916/17 Artillerieduelle und Infanterieangriffe, kommt mit dem Ostjudentum zusammen, mit Russland und seinen Menschen. Obwohl er die Möglichkeit gehabt hätte, sich dem Krieg zu entziehen und zu seiner Familie zurückzukehren, hält er aus und lehnt seine Reklamierung als kriegswichtiger Arbeiter ab. Dennoch durchschaute er „den Schwindel“, ahnte, dass Deutschland den Krieg verlieren würde, ihn verlieren müsste. Er ekelte sich: „Jeder, der kein Geld (mit dem Krieg)... verdient oder sich sonst etwas erhofft, hat den Krieg satt, trotz aller schönen Reden unserer Regierungsvertreter“, notiert er in sein Tagebuch.

Das Ende des sinnlosen Mordens ist so eine Befreiung, die Voraussetzung für die Erfüllung mancher Hoffnungen des Vertreters einer selbstbewussten, reformistischen Arbeiterbewegung ist. Leuschners politischer Weg führt in die Novemberrevolution, die für ihn keine Tragödie darstellt, sondern einen Neubeginn. Dies unterscheidet ihn von Hitler, der sich zur selben Zeit zunächst in die Selbstlähmung geflüchtet hatte und dann im antisemitischen Wahn entschied, Politiker zu werden. Auch Leuschner will politisch handeln, aber allein, um vorwärts zu gehen, um die Chance eines sinnlosen, nach vier langen Jahren beendeten Krieges zu nutzen, der allein dadurch einen Sinn bekommen konnte. Der Publizist Theodor Lessing, den Nationalsozialisten nach seiner Flucht in Prag ermorden, spricht später

einmal von der „Sinnggebung des Sinnlosen“ - wer über die Kraft zu einer derartigen Neudeutung auch gescheiterter Politik und Geschichte verfügt, vermag auch in der Stunde der Niederlage und Dunkelheit, ja Einsamkeit politisch zu handeln. Leuschner besaß sie.

Nach 1918 erfolgt sein kometenhafter Aufstieg - vom Möbelschreiner, Holzbildhauer und Gefreiten, vom Gewerkschaftssekretär und militärisch Besiegten zum Minister. Leuschner beginnt bereits 1919, die Darmstädter Gewerkschaftsbewegung aufzubauen. Er übernimmt Aufgaben in der Kommunalpolitik, wird zum Vorsitzenden des Finanzausschusses der Stadt gewählt und mit den Folgen des Ruhrkampfes konfrontiert, nicht zuletzt auch mit Inflation und Währungsreform. In Hessen machen sich separatistische Bestrebungen bemerkbar, die aus dem Rheinland ausstrahlen - Leuschner konnte angesichts dieser überstandenen internationalen, innenpolitischen und finanziellen Herausforderungen den Beginn der Weimarer Stabilitätsphase 1924, die ihn in die Führungsgruppe der hessischen Parlamentarier brachte, die vor ihm liegenden Jahre als hessischer Abgeordneter mit innerer Gelassenheit betrachten.

Er wurde mit 34 Jahren Vizepräsident der hessischen Landesvertretung, ohne sich von seiner örtlichen politischen Basis zu lösen. Fest verankert im Darmstädter Gewerkschaftskartell, organisiert er 1925 das noch heute berühmte „Fest der Arbeit“; und weil er als besonders effektiver Vertreter von Gewerkschaftsinteressen gilt, wird Leuschner 1927 als Vertreter von Arbeitnehmerbelangen in den Verwaltungsrat der Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung entsandt.

Innerhalb der SPD-Fraktion wird er zum Fachmann für Polizeirecht - dies prädestinierte ihn für das Amt des hessischen Innenministers, das er Februar 1928 nach langwierigen und schwierigen Koalitionsverhandlungen übernehmen musste. Als

Leuschner als gerade Achtunddreißjähriger dieses Amt annahm, ahnte er nicht, dass er mit ihm eine besondere Verantwortung im Kampf gegen den Nationalsozialismus zu tragen hatte. Seine Tätigkeit als Innenminister vor allem begründete wohl den extremen Hass der Nationalsozialisten auf ihn und verband sich zugleich mit der Lebensspanne, die den ehemaligen hessischen Innenminister bald nach 1933, der nationalsozialistischen „Machtergreifung“, zu einem führenden deutschen Politiker im Widerstand macht.

Leuschner sammelt als hessischer Minister rasch einen Kreis jüngerer Mitarbeiter um sich, auf die er sich innerhalb einer Verwaltung, die weitgehend von Wendehälsen und Denunzianten getragen wird, verlassen kann. Ludwig Schwamb und Carlo Mierendorff sind bis in den Widerstand hinein treue Freunde und feste Stützen. Schwamb wird Leuschners persönlicher Referent, Mierendorff übernimmt die Presseverantwortung. Beide bekennen sich mit Leuschner zur Weimarer Reichsverfassung, die vielleicht nicht das Ziel sozialistischer Ordnungsvorstellungen markiert, aber verteidigt werden muss als ein Weg, der Difamierung und Verfolgung des politisch Andersdenkenden ausschließt und deshalb auch den Schutz der Arbeiterbewegung garantiert. Später stieß Hermann Maass dazu und blieb Leuschner ebenso wie die anderen bereits genannten Mitarbeiter im Widerstand - bis in den Tod hinein - verbunden.

Wie schwer das Bekenntnis zu einer zivilisierten Methode politischer Auseinandersetzung wirklich wiegt, macht die Entdeckung der „Boxheimer Dokumente“ deutlich, die Leuschner zunächst infolge internationalsozialistischer Querelen in die Hände gespielt werden. Diese Dokumente, für die später der berühmte Dr. Best die Verantwortung übernehmen musste, zeigten schlagartig, dass die Nationalsozialisten nicht allein einen gewaltsamen Umsturz, sondern auch die „Legalisierung ihrer Rache“ anstrebten. Verleumdung, Bedrohung, Inhaftierung,

und Rache sind Methoden ihrer Auseinandersetzung - die Opfer ihres Rachewillens sind nicht zuletzt alle diejenigen, die sie als „Marxisten“ bezeichnen. Zu diesen gehörten Leuschner und sein Kreis.

Die Geschichte der „Boxheimer Dokumente“ kann hier nicht skizziert werden. Nur so viel: Leuschner scheitert in seinem Bemühen, die eindeutigen Umsturzpläne zum Kern einer antinationalistisch orientierten kämpferisch-streitbaren republikanischen Demokratie zu machen. Die Diskussion verläuft sich, denn die Nationalsozialisten werden immer stärker, ihre politischen Gegner zurückhaltender. Leuschner wird so bald zu einem der wenigen Politiker, die den Nationalsozialisten kämpferisch entgegengetreten. Dies ändert sich auch nicht nach seinem Rücktritt Ende 1932, der trotz des Sieges seiner Partei bei den Landtagswahlen in Hessen am 19. Juni 1932 erfolgt. Mit anderen der jüngeren Sozialdemokraten, die sich den Nationalsozialisten entgegenstellen, zahlt er dafür nach der nationalsozialistischen Machtergreifung einen hohen Preis, denn er wird persönlich bedroht. Ein Nationalsozialist schreibt ihm damals: „... bringe Sie in Kenntnis, dass Sie am 8. 12. standrechtlich erschossen werden. Ich wünsche für ein baldiges Ende im Landtag, dass ich Dir den Hals abschneide. Mit Moskau schießen wir dich zusammen. Die Messer sind bereit (zum) Schlachtfest“.

Bemerkenswert an Leuschner ist aber nicht nur sein Antinationalsozialismus, sondern auch sein Antikommunismus - auch die Kommunisten forderten ja die Abkehr von der Weimarer Republik, in der sie nur einen bürgerlichen Staat sahen, mit der Konsequenz, dass Sozialdemokraten als Sozialfaschisten angesehen wurden. Leuschner dachte republikanisch und antitotalitär. „Weder Stalins Sklave noch Hitlers Knecht“ wollten Sozialdemokraten sein und können deshalb als frühe Vertreter eines Antitotalitarismus angesehen werden, der von ihren politi-

schen Gegnern auf der Rechten erst viel später als agitatorisches Kampfmittel eingesetzt wurde.

Eine einheitliche Front von Kommunisten und Sozialdemokraten konnte es in der Endphase der Weimarer Republik wegen der Diffamierung führender Sozialdemokraten durch die kommunistische Parteiführung und die Diffamierung der Freien Gewerkschaften nicht geben - ganz abgesehen davon, dass es fundamentale ordnungspolitische und demokratiepraktische Gegensätze zwischen „Sozis und Kozis“ gab, die allein die „Nazis“ in ihrer „antimarxistischen“ Verblendung nicht erkannten. Leuschner repräsentierte die sozialdemokratisch-republikanischen Verfassungsvorstellungen dieser Zeit und damit einen multifrontalen Gegensatz, der ihn herausforderte, isolierte, aber nicht verunsicherte.

In der Endphase der Republik wird Leuschner in ganz unterschiedlicher Weise in Überlegungen einbezogen, die politische Krise zu überwinden, d.h. die Nazis zu verhindern. Er war kein Vertreter eines gewerkschaftlichen Anpassungskurses, denn es galt, eine neue Regierung, die Hitlers Weg zur Macht zu verhindern hatte, durch die Unterstützung von Seiten der Gewerkschaften zu stabilisieren und so schließlich auch das Überleben der Arbeiterbewegung zu erleichtern oder gar zu ermöglichen. Dies konnte nur durch den „Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbund“ (ADGB), aber auch durch die Festigung eines internationalen Rückhaltes der deutschen Arbeiterbewegung geschehen.

Leuschner wurde von Theodor Leipart eingeladen, dem Vorstand des ADGB beizutreten - zugleich sollte er vom ADGB als Vizedirektor des Internationalen Arbeitsamtes in Genf nominiert werden. Weil die Erfolgsaussichten dieser Bewerbung unsicher waren, rückte man aber bald von diesen Überlegungen ab und betrieb statt dessen Leuschners Benennung als Mitglied des Verwaltungsrates. Hier folgte er im November 1932, also in

politisch sehr kritischer Zeit, dem stellvertretenden Vorsitzenden des ADGB Müller. Keiner konnte sich vorstellen, dass diese nur für kurze Zeit übernommene Genfer Aufgabe in der internationalen Arbeiterbewegung Leuschner einmal in die Lage versetzen würde, die Nationalsozialisten empfindlich bloßzustellen.

SA-Trupps besetzen am 2. Mai 1933 überall Gewerkschafts- und Volkshauser, darunter natürlich auch das ADGB-Gebäude am Berliner Engelufer. Robert Ley, als Führer der Deutschen Arbeitsfront (DAF) Leuschners nationalsozialistischer Hauptgegner, verhörte ihn am Tage seiner Verhaftung noch in der Gewerkschaftszentrale. Anschließend wurde Leuschner im Keller des Kreuzberger Antikriegsmuseums misshandelt, später dann in das Gefängnis Plötzensee verschleppt. Zwar ist er nach kurzer Zeit wieder frei. Dennoch scheint sich ein neuer Lebenskreis zu öffnen, denn wenige Meter von seiner Zelle wird Leuschner im September 1944 hingerichtet.

Zunächst bekommt er im Frühsommer 1933, wenige Monate nach Errichtung der nationalsozialistischen Diktatur, Gelegenheit, auf spektakuläre Weise über seine Gegner zu triumphieren. Ley nimmt Anfang Juni 1933 an der Jahrestagung der Internationalen Arbeitskonferenz teil und lässt sich von Leuschner begleiten. Er will mit dessen Unterstützung den Anspruch auf einen vierten Sitz der deutschen Seite, der die DAF stärken sollte, bekräftigen. Leuschner äußert sich während der Sitzung nicht einmal. Oft ist von einem „beredten Schweigen“ die Rede. Sein Verhalten hat man zutreffend als „mutiges Schweigen“ beschrieben. Die „International Labour Conference“ verweigert der Deutschen Arbeitsfront die Anerkennung. Leuschner hat sein Ziel erreicht. Es ist ihm gelungen, die Nationalsozialisten derart empfindlich bloßzustellen, dass sie ihren Gegner aus den Tagen der Diskussion über die Boxheimer Dokumente schon bei der Rückkehr aus der Schweiz verhafteten.

Der Ausgang der anderen Versuche, Leuschner in die Mitverantwortung für die Republik zu nehmen, ist durch die Untersuchungen von Hans Mommsen bekannt: Schleichers Konzept scheiterte, auch der ADGB passte sich im Frühjahr 1933 auf weite Strecken an und erklärte seine Absicht, mit jeder Regierung zusammenzuarbeiten. Leuschner war erst zehn Tage vor der Machtübernahme Hitlers in den Bundesvorstand des ADGB gewählt worden, damals noch gerade einmal gut vierzig Jahre alt. Seine Wahl war ungewöhnlich, weil er kein Mann des Apparates war, sondern als eine Art „Quereinsteiger“ in Vorstandsfunktionen bezeichnet werden kann. Seine Nominierung war vielleicht nicht im verbandspolitischen Sinne umstritten, wurde aber intensiv diskutiert. Er kam unmittelbar vor Hitlers Regierungsübernahme in eine wichtige Position. Deshalb spricht viel für die Vermutung, er sei nicht verantwortlich für den gewerkschaftlichen Anpassungskurs, der manche Mitglieder lähmte und deprimierte, die zum Widerstand entschlossen waren.

Dass er dem Vorstand angehörte, war bei allen Belastungen, denen er wenige Wochen später ausgesetzt war, ein glücklicher Umstand. Unbestreitbar ist: Leuschner wurde von den Nationalsozialisten in Erinnerung an seine hessische Ministerzeit als politischer Hauptgegner wahrgenommen und deshalb zunehmend als Politiker angegriffen, was um so leichter fiel, als die Nazis rasch begannen, ihre Rachegefühle zu legalisieren und ihren proklamatorischen „Antimarxismus“, der sich gegen Gewerkschafter, Sozialdemokraten und Kommunisten in gleicher Weise richtete, in die Realität des Schreckens und Terrors zu verwandeln.

Für die Nationalsozialisten stellt Leuschner nicht mehr dar als einen der „überlebten Terroristen gegen die deutsche Freiheitsbewegung“. Deshalb rufen sie ihm nach: „Wir hoffen nur, dass Herr Leuschner nicht so weit von Hessen weggeht, dass er nicht schon in Bälde verhindert ist, Objekt des Rechtsempfindens zu

werden, das Sühne für den Missbrauch der Amtsgewalt zum Schaden des Deutschen Volkes bringen wird und bringen muss.“

Leuschner wird nach dem kurzen Genfer Zwischenspiel so sehr früh zum Opfer einer nationalsozialistisch-spezifischen Form der Vergangenheitsbewältigung. Die ersten Verfolgungsmaßnahmen zeigen, dass die „Boxheimer Dokumente“ in der Tat nur ein Drehbuch waren - Drehbücher für die „Gesamtabrechnung mit dem Gesamtmarxismus“. Leuschner ist gewarnt. Übergriffe häufen sich - auch in Darmstadt. Mierendorff wird durch die Straßen gehetzt. Leuschners zweijähriger Leidensweg beginnt im oberhessischen Zuchthaus Rockenberg. Obwohl er wie seine Parteifreunde Leber und Mierendorff bedroht ist, kann er in der Haft klare - mehr noch: zukunftsweisende - Gedanken fassen.

Ihm kann es nicht, wie Theodor Leipart, auf die Rettung des ADGB ankommen, denn die zeitgeschichtlichen Erfahrungen belegen die Notwendigkeit einer Einheitsgewerkschaft. Sie ist nur denkbar, wenn die politische, weltanschauliche und geschichtliche Vielfalt der Gewerkschaftsbewegung respektiert wird. Leuschner beteiligt sich an geheimen Besprechungen, an dessen Ende die Bildung eines „Führerkreises der vereinigten Gewerkschaften“ steht - einer weitgehend durch Handschlag besiegelten Keimzelle einer Einheitsgewerkschaft von freien, christlichen und liberalen, später sogar nationalen Richtungs-gewerkschaften. In den Wochen des Frühjahrs 1933 entsteht ein fester konspirativer Freundeskreis - Leuschner und Jakob Kaiser. Ihr Ziel ist nicht allein die Umformung und Vereinheitlichung der vielfältigen Gewerkschaftsbewegung, sondern die Behauptung eines kritischen Gewerkschaftsgedankens als entscheidende Voraussetzung einer Selbstbehauptung der freiheitlichen Arbeiterbewegung. Dieser Grundgedanke wird niemals aufgegeben und erklärt die besondere Stellung, die Leuschner in der deutschen Widerstandsbewegung einnimmt.

Häufig ist zu lesen, der Arbeiterwiderstand, und insbesondere der sozialdemokratische, habe 1933 weitgehend versagt oder gar nur auf den Terror der Nazis reagiert. Dies ist sicherlich unangemessen. Leuschner zumindest symbolisiert die eigenständige Kraft einer Widerstandsbewegung unabhängig von Verfolgung und politischer Lähmung. Alle Stationen seiner Verhaftung und Freilassung, seines Lebens im Untergrund lassen sich hier nicht aufzählen. Einlieferung in „wilde“, von der SA geführte Konzentrationslager stehen am Beginn. Unterbrochen durch den erwähnten Versuch des Leiters der Deutschen Arbeitsfront (DAF), Robert Ley, sich mit Hilfe von Leuschner internationales Ansehen zu beschaffen, führt dieser Weg in das damals berühmte Moorlager Börgermoor und später nach Lichtenberg.

Leuschner gilt bei den Nationalsozialisten wegen seines Verhaltens in Genf endgültig als Volks- und Vaterlandsverräter. Er selbst notiert in seiner Haftzelle: „Ich sitze für mein gutes Wollen, nur weil ich anderer Auffassung war.“ Die NS-Basis in Darmstadt verlangte die Auslieferung des ehemaligen hessischen Innenministers - neben die Legalisierung treten so die Regionalisierung und Lokalisierung der Rache. Leuschner wird nach Butzbach gebracht - der Transport bedeutete eine große Gefahr, wie das Schicksal von Felix Fechenbach zeigt, der beim Transport hinterrücks „auf der Flucht“ in einem Waldstück bei Scherfede erschossen wurde, nachdem er veranlasst worden war auszutreten.

Leuschner wird immer wieder verhört, ohne Namen preiszugeben - 1933/34 so wenig wie 1944. Denn er steht zu seiner Verantwortung. Er belastet keinen, trotz des „ständigen Gefühls schlimmster Verfolgung“, wie er schreibt, trotz Isolation, Einsamkeit, tiefempfunder Furcht wegen der sozialen Unsicherheit, in der seine Familie lebt. Sein Optimismus bleibt ungebrochen. Dies verbindet ihn mit den versprengten Teilen selbstbewusster Opposition im Inland und auch im Ausland.

In seinem Notizbuch lesen wir: „Ich besitze einen unglaublich großen Optimismus“ - Zukunftsoptimismus ist auch für Dietrich Bonhoeffer später die Kraft, dem Gegner nicht die Zukunft zu überlassen, über das Danach nachzudenken. Leuschner lebt aus diesem Gefühl in jenen Tagen und Wochen, die er überliefert: „Ein Vierteljahr ohne menschliche Gespräche - man redet mit sich wie ein Irrer. Die Augen sind auf 4 Meter eingestellt.“

Wir wissen heute, dass sein Blick weiter reichte. Im November 1933 beginnen neue Verhöre, ehe der unbeugsame Gewerkschaftler nach Börgermoor/Papenburg in eines der berühmten Moorlandlager verschleppt wird. Demütigend ist seine Behandlung, aufrecht bleibt sein Gang, ungebrochen sein Selbstbewusstsein. Das Lager ist die Hölle, auch wenn Carlo Mierendorff Weggefährte ist. Und dennoch bleibt Leuschner innerlich frei - er lächelt, wenn er vor aller Augen austreten muss, er verkörpert die ungebrochene Arbeiterbewegung - wie Julius Leber, der sich auch niemals als gelähmtes, handlungsunfähiges Opfer empfand, sondern sich bis zu seiner Verhaftung Anfang Juli 1944 als Repräsentant der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung fühlte und deshalb mit anderen, selbst den Kommunisten im Untergrund, so verhandelte, als stünden Hunderttausende hinter ihm.

Von Börgermoor/Papenburg führte Leuschners Weg in andere Gefängnisse, aus denen er Mitte Juni 1934 entlassen wird. Nun hat er zwar seine Familie wieder, kann sich menschenwürdig kleiden. Das NS-System bleibt aber präsent, denn Leuschner muss sich täglich bei der Polizei melden. Unter diesen Bedingungen nimmt er gemeinsam mit Jakob Kaiser die alten Pläne zur gewerkschaftlichen Einheitsbildung wieder auf. Sein Denken an „die Zeit danach“ richtet sich zunächst ganz auf die Gestalt der zukünftigen Gewerkschaft. Dies ist bemerkenswert angesichts der unglaublichen, für unmöglich gehaltenen Konsolidie-

rung des NS-Regimes, angesichts der wachsenden außenpolitischen Erfolge Hitlers und der weitgehenden charakterlosen Anpassung der Zeitgenossen, die Leys Volksgemeinschaftsphrasen folgen und so den Gewerkschaftsgedanken verraten.

Vor diesem Hintergrund weitestgehender Anpassung der Zeitgenossen, aber auch der Entmutigung der Zeitgenossen muss Leuschners Versuch gesehen werden, eine stabile politische Oppositionsbewegung zu bilden. Ihm ging es nicht allein um Gesinnungspflege oder einen Neubeginn, sondern um die Vorbereitung einer grundlegenden Veränderung der Gewerkschaftsorganisation. Zunächst konzentrierte er sich auf die Kontakte zu den alten Gesinnungsfreunden, die auf ihre Art versuchten, nicht nur zu überleben, sondern ihren Angehörigen das Leben fristen zu helfen. Dies bedeutete für ihn, sich ebenfalls eine bürgerliche Existenz aufzubauen, die zugleich die Möglichkeit politischer Weiterarbeit bieten musste. Denn kapitulieren, klein begeben, in die Bewegungslosigkeit gehen konnte und wollte er nicht.

Leuschner wird Fabrikant der metallverarbeitenden Industrie, Fabrikant von Bierzapfhähnen. Es klingt merkwürdig, aber er kann nach seiner Haftentlassung gleichsam eine später kriegswichtig werdende Zukunftsinvestition tätigen. Seine Tätigkeit als „Fabrikant“ schafft die Voraussetzung für Reisen, deren wichtigster Zweck der Gestapo jedoch verborgen bleibt - sich mit Freunden zu treffen, den Weg von der Selbstbehauptung in die Opposition, schließlich in die Konspiration und den aktiven Umsturzversuch zu gehen. Allmählich wird Leuschner in die Umsturzpläne einbezogen, die in jenen Funktionsgruppen entwickelt werden, die den Umsturz aus dem Zentrum der Macht heraus versuchen, aus der Wehrmachtsspitze. So kommt er in Kontakt zu Vertretern des bürgerlichen und militärischen Widerstands und stellt zugleich eine wichtige Verbindung zur Gesamtopposition her, in der er zur Schlüsselfigur wird.

Für manche der Verschwörer bietet Leuschner die Gewähr einer Absicherung des Umsturzversuches durch massenhafte Unterstützung, für andere verkörpert er ein fortschrittliches Potential, bietet er die Chance, den Umschlag in eine rückwärts orientierte Gesellschaftsordnung zu verhindern. So wird der Fünfzigjährige in besonderer Weise in die politischen Grundkonflikte zwischen Jungen und Alten, zwischen dem älteren Goerdeler und den jüngeren Kreisauern, einbezogen.

Für die Nationalsozialisten verkörpert er stets eine potentielle Bedrohung. Deshalb gehört der inzwischen in Berlin lebende Leuschner auch zu den Verhafteten des Kriegsbeginns, als die Nazis sich darauf vorbereiten, ihre nur in Feindschaftsbegriffen fassbare Gegenelite zu inhaftieren. Nur der Nutzen, den Leuschner für die Kriegsführung verspricht, erleichtert ihm das Überleben seit der Mitte der dreißiger Jahre. Er kann in Berlin eine kleine Fabrik für Armaturen, Apparatebau und Leichtmetallveredelung gründen. Auch der Patentverwertung widmet er sich. Mancher Mitarbeiter stammte aus der SPD und aus der Gewerkschaftsbewegung.

So wichtig für Leuschner war, auf Geschäftsreisen Verbindungen zu knüpfen oder bestehende Kontakte zu pflegen, so verständlich ist es, dass manche Gegner des Nationalsozialismus es geradezu als Missachtung ihrer regimekritischen Energie empfanden, wenn sie von ihren Gegnern freigelassen wurden. Manche nutzten die neue Bewegungsfreiheit ohne Zögern, um die Nationalsozialisten mit dem Tag der Freilassung neu zu bekämpfen. Dabei erkannten sie die Grenzen ihrer Macht. „Wir sind gänzlich unfähig, die Katastrophe zu verhindern“, schreibt Leuschner. „Wir sind Gefangene in einem großen Zuchthaus. Zu rebellieren wäre genauso Selbstmord, als wenn Gefangene sich gegen ihre schwer bewaffneten Aufseher erheben würden.“

In der Einsamkeit der Regimegegnerschaft die Lähmung zu überwinden, war die Voraussetzung einer Selbstbehauptung, die in den Widerstand führen konnte. Leuschner gehörte zu diesen unbeirrbar Unbeugsamen.

Leuschner setzt seine Arbeit fort, konspirativ, konsequent, mutig. Und er geht 1943 und 1944 seinen letzten Weg ruhig, besonnen, ohne Zögern und Bedauern. Kein Verhör, kein Prozess, keine Qual und keine Entehrung stürzten ihn in Zweifel. Sichtbar wird dies durch seinen Auftritt vor dem Volksgerichtshof. Er steht aufrecht, völlig ungebeugt, schaut offen in das Gesicht seiner Peiniger, gleichsam die Personifizierung der Verachtung, die Kurt Schumacher gegenüber dem späteren nationalsozialistischen Propagandaminister Goebbels schon 1932 im Reichstag zum Ausdruck brachte, als er ausrief: „Sie werden das Maß meiner Verachtung nie erreichen!“

Als er nach dem 20. Juli 1944 vor Gericht steht, weiß er, dass seine Tat später anders beurteilt wird, als der Präsident des Volksgerichtshofes, Roland Freisler, es für angemessen gehalten hat. Nein, Leuschner ist kein „Aussätziger unseres Volkes“, wie Freisler später in das Urteil diktiert, sondern er kann mit Josef Wirmer gerade durch seinen aufrechten Gang geradezu die Angst der Verteidiger des NS-Systems entlarven. Dem Gegner niemals die Zukunft zu überlassen - dies ist seine Botschaft. Eine Einheitsgewerkschaft zu schaffen und mit ihr allen ständestaatlichen Formierungsversuchen zu widerstehen, eine andere.

Aber auch sein Verhalten in den politischen Auseinandersetzungen enthält eine Lehre. Er sucht die Zuspitzung und den Kompromiss; insofern ist er Repräsentant einer reformistischen pluralistischen Arbeiterbewegung, die sich in der Verfassungsordnung der Weimarer Republik zu verwirklichen trachtete. Zu ihr stand Leuschner. Mit der Verfassung hatte er seine Koordinaten politischer Moralität entwickelt. Dazu kam die Tradition der

Gewerkschaftsbewegung, in der früh der Wunsch entstanden war, alle Berufszweige in einer einheitlichen Gewerkschaft zusammenzuführen. Das Maß bestimmte das Ziel. Deshalb schwankte Leuschner nicht ein einziges Mal. Deshalb stürzte er nicht, auch wenn er, wie die an ihm hängenden Mitstreiter und Weggefährten später in der Auseinandersetzung mit der frühen deutschen Nachkriegsgesellschaft sagten, „im Widerstand geblieben“ war.

Freilich reicht es nicht, dieses Vermächtnis zu beschwören - es muss in den Diskussionen und Grenzen ihrer Zeit erfasst, erarbeitet werden. So gesehen ist jeder Gedenktag eine Chance - zur Annäherung, aber auch zur Einsicht in die Defizite unserer Würdigung. Leuschner verdient mehr als ein Erinnerungsreferat - er verdient die gründliche Erforschung seines Lebens, die Sicherung seiner Überlieferung, die Vergegenwärtigung seiner Prämissen und Prinzipien. Denn Wilhelm Leuschner ist ein „Brückenmensch“, einer der wenigen Vermittler seiner Zeit. Er respektierte den anderen, weil er selbstbewusst war und Toleranz als Ausdruck des politischen Pluralismus praktizierte, ganz im Sinne der Weimarer Reichsverfassung, die er bis zuletzt verteidigt hatte und niemals verächtlich machte, auch dann nicht, als die Nationalsozialisten das Prinzip der Demokratie durch plebiszitäre Manipulationen für viele Zeitgenossen geradezu unglaubwürdig machten. Leuschner wusste: Nationalsozialisten hatten das Prinzip nur pervertiert, aber nicht im Kern beschädigt. Er blieb Demokrat. Sein Denken richtete sich auf die Zukunft, d.h. auf unsere Lebensverhältnisse - er dachte personal und traf sich so geistig mit Kreisauern, die das heute fremd anmutende und dennoch mitreißende Konzept eines personalen Sozialismus entwickelt hatten.

„Wir sind“, lesen wir bei Leuschner, „vom Zeitalter des individualistischen Menschen in das Zeitalter des kollektivistischen eingetreten. Zuerst haben wir miterlebt, wie der Individualist den

Staat erschlug. Jetzt erleben wir, wie der Staat den Menschen erschlägt. Es gibt aber noch ein Drittes, jenseits von Individualität und Kollektivität, das kein Kompromiss ist, sondern ein Höheres und Anderes: die Person. „

Ehrgeizzerfressen, feige und verräterisch? Nein, das war Leuschner nicht. Radikal, zukunftsoptimistisch, mutig und konsequent - das war er! Nach dem Fehlschlag des Attentats trifft er sich sogar noch einmal mit Goerdeler in einem Zigarrengeschäft der Rosentaler Str. 65 im Berliner Scheunenviertel. Seinen Weg „konsequent zuende gehen“ müsse er, hatte Julius Leber einmal aus der Haft an seine Frau geschrieben. „Das Schicksal (habe) bestimmt“, dass er an seinem Platz bleibe, hatte Felix Fechenbach seiner Frau aus seiner Gefängniszelle als Nachricht zukommen lassen. Auch Leuschner hielt auf seine Weise stand.

Sozialdemokraten wie er wussten: „Es gibt noch ein Drittes“ - dieser Satz wiegt schwer, wenn er in einer Situation der vereinbarnden Endgültigkeit gesagt wird. Leuschner gehörte zur Gewerkschafts- und politischen Arbeiterbewegung und repräsentierte in reiner Form die politische Führungsgruppe, welche den Nationalsozialisten nicht nur die Macht, sondern vor allem die Zukunftsgestaltung streitig machen wollte.

Nach unserer Überlieferung stellte die Bitte, die „Einheit“ der Gewerkschaften zu schaffen, Leuschners letzten Willen dar. Dieser Gedanke wird verständlich, wenn man sich die Geschichte der Gewerkschaftsbewegung als Geschichte von Richtungen bewusst macht. Freigewerkschaftliche Strömungen stehen neben liberalen und christlichen, aber auch neben betrieblichen und branchenspezifischen, nicht zuletzt auch neben der „Katholischen Arbeiterbewegung“ KAB. Hier wollte Leuschner Brücken schlagen, auch, weil er in der Gewerkschaftsbewegung einen Garanten der neuen politischen postdiktatorischen Demokratie erblickte.

Die Einheit in der Gewerkschaftsbewegung war die Voraussetzung wachsender Schlagkraft. Sie geht nicht in dem parteiübergreifenden Bekenntnis zur Einheitsfront auf, das alle Unterschiede zwischen Sozialdemokraten welcher Färbung auch immer, zwischen Kommunisten und Sozialdemokraten negierte und sich dem Gedanken der Volks- oder gar der Einheitsfront unterwarf. Politische Unterschiede waren für Leuschner wichtig, ebenso Unterscheidungen. Das bedeutete aber nicht, dass der Kampf innerhalb der Gewerkschaftsbewegung geführt werden sollte. Vor allem richtete sich sein „Einheits“-Gedanken gegen den Egoismus von Branchenverbänden.

Ebenso wichtig ist Leuschners wichtige Rolle bei den verfassungs-, ordnungs-, wirtschafts- und sozialpolitischen Diskussionen, die im Widerstand geführt wurden. Wir haben seine Bemühungen, seine Hoffnungen, auch seine Grenzen im Laufe der letzten Jahre zunehmend deutlicher sehen und immer angemessener würdigen gelernt. Leuschner war der Vertreter eines praktischen Neuordnungsversuches, der mit der Überwindung des Nationalsozialismus zugleich die Überwindung des Alten erstrebte, die das Ende der obrigkeitstaatlich, berufsständisch, nicht selten sogar monarchistisch orientierten Politik bringen sollte. Insofern verkörperte er einen neuen Ansatz jener „Rekonstruktion der Politik“, die Hans Mommsen als eine wichtige Antriebskraft des Widerstandes im Umkreis des 20. Juli 1944 benannt hat.

Es wäre falsch, darin vor allem den Ausdruck einer restaurativen Tendenz zu sehen. Bereits die Liste möglicher Regierungsmitglieder macht deutlich, dass es um Neues, nicht um das Alte ging. Julius Leber steht dafür ebenso wie Wilhelm Leuschner. Leber war für die Zeit nach dem Umsturz als Innenminister vorgesehen und hätte den Befehl über die gesamte Polizei gehabt. Leuschner hätte hingegen für den Fall eines gelungenen Umsturzversuches als Vizekanzler fungieren sollen. Dieser

Gewerkschaftsführer wurde von manchen sogar als wahrer Kanzler empfunden, denn die oppositionelleren „Jungen“ im Widerstand hatten ihm nach dem erwarteten Scheitern Karl-Friedrich Goerdelers die entscheidende Führungsrolle zuge-dacht.

Goerdeler galt gerade den Jüngeren, die ihn nicht recht verstanden hatten oder ihn weder verstehen wollten noch konnten, als der „Reaktionär“ im Widerstand - ohne Zweifel ein sehr ungerechtes, ein mehr als unangemessenes, ein viel zu hartes Urteil, falsch, doch mehrfach überliefert. Leuschner war für die „Jungen“ aus anderem Holz. Etwas jünger, verkörperte er nicht nur die gewerkschaftliche Arbeiterbewegung, sondern auch ihre Gestaltungskraft, ihre Begeisterungsfähigkeit ebenso wie ihr Selbstbewusstsein - kurz, den Optimismus, dem Gegner nicht die Zukunft überlassen und über das Danach nachdenken zu wollen, um so die Stunde der Befreiung gestalten zu können.

Es war die Tragik des Tages, den Leuschner in seiner Person zur Hoffnung des Gesamtwiderstandes machte, dass mit dem 20. Juli 1944 eine neue Phase der Widerstandsgeschichte begann: Dem Scheitern des Umsturzes folgte die Verfolgung der Beteiligten, folgte die Verhaftung vieler Regimegegner und deren Demütigung, folgte die unmittelbare Gewaltanwendung bei Verhören durch Misshandlungen und die Bedrohung der engsten Familienangehörigen.

Wenige Tage später, Anfang August 1944, begannen bereits die Prozesse, kam es dann zu den abstoßenden Verurteilungen der Angeklagten, ereignete sich deren Hinrichtung durch den Strang, ja sogar die Auslöschung ihrer sterblichen Überreste, um den Zeitgenossen und Nachlebenden jede Möglichkeit zu nehmen, sich irgendwo an einen der entschiedenen Regimegegner, in denen die Nationalsozialisten geradezu eine existentielle Gefährdung erblickten, zu erinnern.

Diese hatten bereits 1933 und dann noch einmal nach dem 20. Juli 1944 gespürt, dass ihnen mit den Regimegegnern Menschen gegenüberstanden, die ihnen, den Nationalsozialisten, die immer von Deutschlands Zukunft redeten, gerade den Anspruch auf die wahre Zukunft streitig machten. Das Selbstbewusstsein dieser Aufrechten sollte durch Verhaftungen, Verhöre und entwürdigende Prozesse erschüttert, ihre persönliche Ausstrahlung über den Tod hinaus im Keim erstickt werden. Nach ihnen, den Nationalsozialisten, die immer wieder proklamieren konnten, die Zukunft Deutschlands zu verkörpern, sollte nichts mehr kommen. Auch in dieser Hinsicht scheiterten die Nationalsozialisten. Was sollten sie auch einem Selbstbewusstsein entgegenstellen, dass sich in dem Satz manifestierte: „Jeder von uns verantwortet Deutschland!“?

So setzte bereits am 20. Juli 1944 eine Welle der Morde ein, im Innenhof des Berliner Bendlerblocks, die erst ein knappes Jahr später, in der heimtückischen Ermordung von Dietrich Bonhoeffer in Flossenbürg, von Hans von Dohnanyi in Oranienburg, auch Georg Elser in Dachau und anderer Regimegegner am 9. April 1945 sowie dann, wenige Tage vor der Kapitulation der Reichshauptstadt Berlin, noch einmal am 23. April 1945 in der Mordaktion am Lehrter Bahnhof, in Sichtweite der russischen Verbände, ihr Ende fand. Wer sich an den Widerstand erinnern will, darf deshalb nicht nur von Aktionen und Visionen sprechen. Er muss auch die Erinnerung an das Scheitern von Menschen und an ihren Tod aushalten.

Jeder, der im Widerstand auch einen Bezugspunkt seiner politischen Orts- und Selbstbestimmung sieht, will sich im Nachdenken über den Widerstand, seine Voraussetzungen und Traditionen sichern, indem er sich immer wieder an Menschen erinnert, die vor mehr als fünfzig Jahren hingerichtet worden sind, so, wie sie sich immer wieder an jene erinnert haben, die den

Beitrag der deutschen Geschichte zur Menschenrechtsbewegung verkörpern.

In diesem breiten Spannungsbogen der Widerstandsgeschichte hat Leuschner seinen Platz, gewiss herausgehoben, weil er Brücken bauen wollte und konnte, als Repräsentant einer Arbeiterbewegung, die aus dem Widerstand ohne Volk einen Widerstand aus und mit dem Volk hätte machen können. Deshalb wurde Leuschner in die Überlegungen konservativ-bürgerlicher und militärischer Kreise einbezogen, war er für Stauffenberg von großer Bedeutung, verkörperte er die Widerlegung der Lebenslüge des deutschen Obrigkeitsstaates von den Sozialdemokraten als Vaterlandsverrätern.

Diesen Zusammenhang stellten die Nationalsozialisten auf ihre zynische Art her: Am 29.9.1944 starben wie und mit Wilhelm Leuschner auch Max Habermann und Graf Lynar. Die Nationalsozialisten stellten immer wieder Menschen unter den Galgen, die sie in ihrer Gemeinsamkeit wahrnahmen. So wurde deutlich, was der immer wieder gewälzte und reflektierte Gedanke und Anspruch Leuschners bedeutete: „Einheit“. Die Namen der Ermordeten machen allzu deutlich, was wir verloren haben, aber auch, wie weit der Bogen des Widerstands reichte, welche Gruppen, Menschen, Kräfte, Hoffnungen und Ängste er überspannte.

In den vergangenen Jahren ist immer wieder heftig über den Widerstand gestritten worden. Dabei wurde deutlich, dass der Widerstand mit seiner Vielfalt und Widersprüchlichkeit, mit seiner ganzen Bandbreite besser fertig wurde als die Nachlebenden. In Sonntagsreden ließ sich leicht die Vielfältigkeit des Widerstands beschwören, im politischen Alltag der taktisch bedingten Auseinandersetzungen fiel das nicht leichter. Im Widerstand aber gerade deshalb eine große Herausforderung, ja eine Botschaft zu sehen, fiel oftmals ganz besonders schwer.

Man sollte sich bewusst machen: Der deutsche Widerstand gegen den Nationalsozialismus steht im größeren Zusammenhang des Widerstands im Europa der Diktaturen. Jeder, der sich auf die Menschen des Widerstands einlässt, erkennt, dass es nicht darum gehen kann, mit der Widerstandsgeschichte gegenwärtige Parteipolitik zu machen - dazu berührt die Geschichte des Widerstands viel zu sehr, wie Richard von Weizsäcker einmal betont hat, den „Grund von Politik“, der unsere Ordnung prägt und ein politisches Zusammenleben über alle Gegensätze und Unterschiede hinweg ermöglicht. Sondern es geht, und das kann nicht deutlich genug betont werden, um den vielleicht wichtigsten Beitrag der Deutschen zur allgemeinen Menschenrechtsgeschichte.

Wilhelm Leuschner verkörperte auf seine unvergleichliche Art die Möglichkeiten dieses Widerstands: Er erkannte den verbrecherischen Charakter des Systems schon lange vor 1933 und bekämpfte die Nationalsozialisten vor der Machtergreifung. Er passte sich nicht an, sondern blieb seinen Traditionen treu. Er suchte nach Gemeinsamkeiten mit anderen Regimegegnern, ohne deshalb seine eigenen Prinzipien zu verraten. Vielleicht liegt in dieser Offenheit gegenüber den Strömungen und Möglichkeiten seiner Zeit und der Prinzipienhaftigkeit seiner Grundüberzeugungen die Erklärung dafür, dass Historiker Wilhelm Leuschner als einen „schwierigen Fall der Geschichtsschreibung“ bezeichnet haben.

Nichts dürfte uns veranlassen oder gar dazu berechtigen, die Geschichte des Widerstands lediglich aus politischen Gründen zu erforschen, aber auch nicht, sie zu verkürzen und zu kappen. Versuchungen und Zumutungen dieser Art waren in der gesamten Nachkriegszeit spürbar. Dem gilt es entgegenzutreten, nicht aus Unbelehrbarkeit oder aus geschichtspolitischen Motiven, sondern vor allem aus der Verantwortung des Widerstandshisto-

rikers für seinen Gegenstand: die vergangene Wirklichkeit. Und aus Pietät gegenüber den Widerstandskämpfern selbst.

Heute wird manchem bewusst, dass sich der Widerstand nicht als Gegenstand einer grobschlächtigen geschichtspolitischen Auseinandersetzung eignet: Leuschner und Habermann, der aus der deutschnationalen Gewerkschaftsbewegung kam, starben zehn Tage nach Saefkow und Bästlein, zu denen die Regimegegner auf der Suche nach einer breiten Basis des Widerstands Kontakt aufgenommen hatten, vermutlich gegen Vorbehalte Leuschners. Sie starben gemeinsam mit anderen, die Hitlers Staat zerstören wollten. Gerade auch im Sterben der Regimegegner wird deutlich, wofür sie gelebt haben und was ihnen gemeinsam war.

Eines aber ist gewiss, und der frühere Hamburger Bürgermeister Klaus von Dohnanyi, Sohn eines bedeutenden Regimegegners, hat daran erinnert, als er betonte, sein Vater sei nicht für einen Teil Deutschlands gestorben: In der Tat ist kein Regimegegner nur für eine Hälfte Deutschlands, für eine Partei, für eine Konfession oder für eine Gruppe in den Tod gegangen. Dieses Gespür für die Gesamtheit der deutschen Geschichte über alle Teilungen und Spaltungen und Verwerfungen hinweg verweist in besonderer Eindringlichkeit auf Leuschner.

Seine letzten Gedanken galten der „Einheit“ - sicherlich der Einheit seiner Gewerkschaft, vielleicht auch der Einheit der politischen Arbeiterbewegung, die dann 1946 im Osten, der Sowjetischen Besatzungszone, unter Zwang durchgesetzt werden sollte, gewiss der Einheit der Regimegegner, vermutlich wohl auch der Gemeinsamkeit der Menschen.

Sein mehrfach überliefertes letztes Wort: „Einheit“ - ist es nicht Ausdruck einer Suche nach einer Alternative zu seiner Zeit? Hier beginnt der Bereich unseres Nachdenkens über das

Leben, das Wollen und das Sterben eines Menschen, den Deutschland geprägt hat und der diesen Staat wohl, hätte er überlebt, entscheidend nach der Befreiung vom Nationalsozialismus hätte formen können.

Traditionen entstehen nicht allein durch Vorbilder, vermutlich schon gar nicht, wenn der Staat sie zu schaffen sucht. Traditionen entstehen durch bürgerschaftlichen Nachvollzug und durch Aneignung, und diese ist fast immer das Ergebnis einer Auseinandersetzung. So gesehen, war es gut, dass wir uns seit 1945 immer wieder über den Widerstand erregt haben, denn auch im Widerstand wurde gestritten.

Wir brauchen eine Reflexion über den Widerstand, die sich bewusst der Vielfalt öffnet, welche die Vergangenheit geprägt hat. Dieses Konzept wird verstanden, es wird angenommen, aber es wird keineswegs als selbstverständlich akzeptiert. Wir wissen, dass Kritiker eines vielfältigen Bildes des breiten und reichen, des widersprüchlichen und vielleicht auch sperrigen Widerstands weiterhin versuchen, ihr Ziel durchzusetzen und die Deutungen zu verändern. Insofern sind die Kontroversen über den Widerstand niemals beendet, und wir werden weiterhin wachsam, kritisch und auch konfliktbereit sein müssen.

Viele Initiativen, die aus dem bürgerschaftlichen Engagement erwachsen, müssen dazu beitragen, dass die Erinnerung an den Widerstand, auch die Auseinandersetzung mit seiner Substanz, gewahrt wird. Diese Auseinandersetzung sucht sich nicht selten Anlässe, sie findet aber auch ihre Orte. Bayreuth hätte ihn mit dem Geburtshaus von Wilhelm Leuschner.

Er verkörpert eine Alternative zur nationalsozialistischen Zeit. Er ist ein Sinnbild für Konsequenz und Zivilcourage, für Zukunftsoptimismus und Kompromissbereitschaft, aber auch für einen bewundernswerten, nicht zu brechenden Gestaltungswil-

len, der ihn davor bewahrte, seinen Gegnern die Zukunft zu überlassen. Dieser Anspruch auf Zukunftsgestaltung spiegelte Lebenskraft und Zuversicht, aber auch Sicherheit, die aus einem Geschichtsbewusstsein resultierte, welches nicht nur die Vergangenheit in den Blick nahm, sondern politische Koordinaten aus den Zielen und Hoffnungen, auch aus den Erfahrungen des Gestern entwickelte, um die Konturen des bevorstehenden Zustandes zu bestimmen. Diese Überzeugung war das Ergebnis von Einflussnahme, von ganz bewusst beeinflussten Prozessen.

Hammer, nicht Amboss der Geschichte zu sein, das war ein altes Ziel der Gewerkschaftsbewegung. Leuschner verkörperte ihren Anspruch. Er war nicht Hammer, sondern wollte ihn führen. Dass er scheiterte, lag nicht an ihm, sondern an einer Gesellschaft, die sich bis in die letzten Kriegstage hinein zur Fahne scharte, die das Hakenkreuz trug. Welche Chance böte der Versuch, die Auseinandersetzung mit Leber und Leuschner, mit der ganzen Breite, Vielfalt und Widersprüchlichkeit des Widerstands an den Ausgangspunkt einer Bildungsbestrebung zu setzen, die in der Auseinandersetzung mit zeitgeschichtlichen Erfahrungen das politische Urteilsvermögen schärfte! In der Tat: Das wäre ein Beitrag zur Auseinandersetzung mit einer Gesellschaft, die auf dem Wege ist und Tag für Tag Gemeinsamkeiten hervorzubringen hat, die Leuschner in dem Wunsch artikulierte: „Schafft die Einheit!“

Zum Autor

Peter Steinbach, geb. 1948, Studium der Geschichte, Philosophie, Politikwissenschaft in Marburg, Staatsex. 1972, Promotion (bei G. Oestreich) 1973 (Marburg), Doppel-Habilitation 1978 (FU Berlin) für Neuere Geschichte und Politikwissenschaft, 1980 Heisenberg-Stipendiat der DFG, 1982 -92 Professor für Historische und theoretische Grundlagen der Politik an der Universität Passau, seit 1983 wissenschaftlicher Leiter der ständigen Ausstellung „Widerstand gegen den Nationalsozialismus“ in Berlin, seit 1989 wiss. Leiter der Gedenkstätte Deutscher Widerstand Berlin, seit 1992 Professor für Historische Grundlagen der Politik an der Freien Universität Berlin und Leiter der Forschungsstelle Widerstandsgeschichte an der FU Berlin.

Publikationen: u.a.: Nationalsozialistische Gewaltverbrechen in der öffentlichen Auseinandersetzung der Nachkriegszeit, Berlin: Colloquium 1981; Sozialdemokratie und Verfassungsordnung, Opladen: Leske 1982; Hg. v. Vergangenheitsbewältigung durch Strafverfahren, München: Olzog 1984; Hg. v. Datenschutz und Forschungsfreiheit, München: Olzog 1986; gemeinsam m. Rainer A. Roth, Zeitgeschichte, Frankfurt: Athenäum 1986; Widerstand im Widerstreit: Die Deutschen und der Widerstand gegen den Nationalsozialismus, Paderborn 1994, 2. erweiterte Aufl. 2000; Hg. v. Die deutsche Gesellschaft und der Widerstand gegen den Nationalsozialismus, 3. Aufl. München: Piper 1994; gemeinsam mit Johannes Tuchel: Lexikon des Widerstandes, München: Beck 1994; dies., Lesebuch des Widerstands, München: Beck 1994, 3. Aufl. 1999; dies., Widerstand gegen den Nationalsozialismus, Berlin: Akademie 1994; dies., Widerstand und Opposition in der DDR, Köln u. Weimar: Böhlau 1999.

Zahlreiche Aufsätze zur deutschen und europäischen Geschichte im 19. und 20. Jahrhundert

Reihe Gesprächskreis Geschichte der Friedrich-Ebert-Stiftung

Heft 1

Jürgen Kocka, Die Auswirkungen der deutschen Einigung auf die Geschichts- und Sozialwissenschaften, Bonn 1992 (24 S., **vergriffen, nur im Internet abrufbar**)

Heft 2

Eberhard Jäckel, Die zweifache Vergangenheit. Zum Vergleich politischer Systeme, Bonn 1992 (24 S., **vergriffen, nur im Internet abrufbar**)

Heft 3

Dieter Dowe (Hrsg.), Von der Bürgerbewegung zur Partei. Die Gründung der Sozialdemokratie in der DDR, Bonn 1993 (180 S.)

Heft 4

Dieter Dowe (Hrsg.), Die Ost- und Deutschlandpolitik der SPD in der Opposition 1982-1989, Bonn 1993 (208 S.)

Heft 5

Reinhard Rürup, Die Revolution von 1918/19 in der deutschen Geschichte, Bonn 1993 (32 S., **vergriffen, nur im Internet abrufbar**)

Heft 6

Dieter Langewiesche, Nationalismus im 19. und 20. Jahrhundert: Zwischen Partizipation und Aggression, Bonn 1994 (32 S., **vergriffen, nur im Internet abrufbar**)

Heft 7

Karin Hausen, Die „Frauenfrage“ war schon immer eine „Männerfrage“. Überlegungen zum historischen Ort von Familie in der Moderne, Bonn 1994 (32 S.)

Heft 8

Hans-Ulrich Wehler, Angst vor der Macht? Die Machtlust der Neuen Rechten, Bonn 1995 (24 S., **vergriffen, nur im Internet abrufbar**)

Heft 9

Ausstellungskatalog: Friedrich Ebert 1871-1925. Vom Arbeiterführer zum Reichspräsidenten, Bonn 1995 (72 S.)

Heft 10

Leonid Pawlowitsch Kopalin, Die Rehabilitierung deutscher Opfer sowjetischer politischer Verfolgung, Bonn 1995 (40 S., **vergriffen, nur im Internet abrufbar**)

Heft 11

Michael Schneider, „Völkspädagogik“ von rechts. Ernst Nolte, die Bemühungen um die „Historisierung“ des Nationalsozialismus und die „selbstbewußte“ Nation, Bonn 1995 (56 S., **vergriffen, nur im Internet abrufbar**)

Heft 12

Klaus Schönhoven, Gewerkschaften und soziale Demokratie im 20. Jahrhundert, Bonn 1995 (32 S., **vergriffen, nur im Internet abrufbar**)

Heft 13

Dieter Dowe (Hrsg.), Kurt Schumacher und der „Neubau“ der deutschen Sozialdemokratie nach 1945, Bonn 1996 (192 S.)

Heft 14

Dieter Dowe (Hrsg.), Die Deutschen - ein Volk von Tätern? Zur historisch-politischen Debatte um das Buch von Daniel Goldhagen, Bonn 1996 (80 S., **vergriffen, nur im Internet abrufbar**)

Heft 15

Dieter Dowe (Hrsg.), Herbert Wehner (1906 - 1990) und die deutsche Sozialdemokratie, Bonn 1996 (64 S., **vergriffen, nur im Internet abrufbar**)

Heft 16

Helmut Schmidt, Carlo Schmid 1896 - 1979, Bonn 1996 (24 S.)

Heft 17

Michael Schneider, Die „Goldhagen-Debatte“. Ein Historikerstreit in der Mediengesellschaft, Bonn 1997 (31 S.)

Heft 18

Peter Steinbach, Widerstand gegen den Nationalsozialismus - eine „sozialistische Aktion“? Bonn 1997 (104 S.)

Heft 19

Klaus Tenfelde, Milieus, politische Sozialisation und Generationenkonflikte im 20. Jahrhundert, Bonn 1997 (31 S.)

Heft 20

Dieter Langewiesche, 1848 und 1918 - zwei deutsche Revolutionen, Bonn (31 S.)

Heft 21

Peter Steinbach, Für die Selbsterneuerung der Menschheit. Zum einhundertsten Geburtstag des sozialdemokratischen Widerstandskämpfers Adolf Reichwein, Bonn 1998 (48 S.)

Heft 22

Lernen aus der Vergangenheit!? Der Parlamentarische Rat und das Grundgesetz, Bonn 1998 (111 S.)

Heft 23

Gerald D. Feldman, Unternehmensgeschichte des Dritten Reichs. Raubgold und Versicherungen, Arisierung und Zwangsarbeit, Bonn 1999 (32 S.)

Heft 24

Diether Posser, Erinnerungen an Gustav W. Heinemann, Bonn 1999 (21 S.)

Heft 25

„Mein Vater war doch kein Verbrecher - und doch hat er einem verbrecherischem Regime gedient.“ Warum trifft uns das heute noch?, Bonn 1999 (81 S.)

Heft 26

Klaus Schönhoven, Auf dem Weg zum digitalen Dienstleistungszentrum. 30 Jahre Archiv und Bibliothek der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn 1999 (40 S.)

Heft 27

Peter Lösche, Parteienstaat in der Krise? Überlegungen nach 50 Jahren Bundesrepublik Deutschland, Bonn 1999 (48 S.)

Heft 28

Hans-Jochen Vogel, Zur Gründung der Sozialdemokratischen Partei in der DDR in Schwante vor 10 Jahren, Bonn 1999 (24 S.)

Heft 29

Günther Wagenlehner, Die russischen Bemühungen um die Rehabilitierung der 1941 - 1956 verfolgten deutschen Staatsbürger, Bonn 1999 (ca 190 S., **vergriffen, nur im Internet abrufbar**)

Heft 30

Friedhelm Boll/Beatrix Bouvier/Patrik von zur Mühlen, Politische Repression in der SBZ/DDR und ihre Wahrnehmung in der Bundesrepublik, Bonn 1999 (40 S.)

Heft 31

Peter Brandt (Hg.), An der Schwelle zur Moderne. Deutschland um 1800, Bonn 1999 (184 S.)

Heft 32

Arno Lustiger, Jüdische Kultur in Ostmitteleuropa am Beispiel Polens, Bonn 2000 (30 S.)

Heft 33

Feliks Tych, Deutsche, Deutsche, Juden, Polen: Der Holocaust und seine Spätfolgen, Bonn (24 S.)

Heft 34

Dieter Dowe, Ferdinand Lassalle (1825 - 1864). Ein Bürger organisiert die Arbeiterbewegung, Bonn 2000 (29 S.)

Heft 35

Michael Brenner, Wie jüdisch waren Deutschlands Juden? Die Renaissance jüdischer Kultur während der Weimarer Republik, Bonn 2000 (48 S.)

Heft 36

Dieter Dowe, „Agitieren, organisieren, studieren! „Wilhelm Liebknecht und die frühe deutsche Sozialdemokratie, Bonn (30 S.)

Heft 37

Peter Steinbach, „Schafft die Einheit!“ Wilhelm Leuschner 1890 – 1944, Bonn (40 S.)

Alle Hefte sind im Volltext im Internet abrufbar unter www.fes.de

Kostenloser Bezug beim

Historischen Forschungszentrum der Friedrich-Ebert-Stiftung

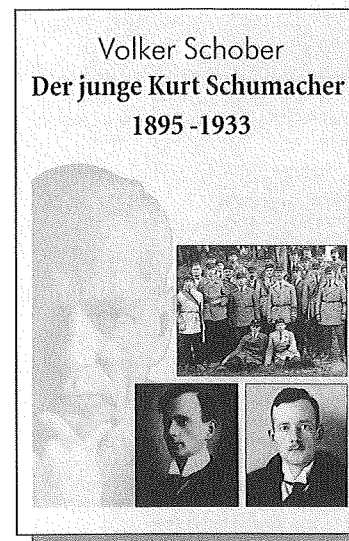
Doris Faßbender

Godesberger Allee 149

D-53175 Bonn

Tel.: 0228 - 883 473, Fax.: 0228 – 3779606,

E-mail: Doris.Fassbender@fes.de



Volker Schober

Der junge Kurt Schumacher
1895 – 1933

Reihe: Politik- und Gesellschaftsgeschichte, Bd. 53

etwa 512 Seiten, zahlr. Abb., Hardcover

DM 78,-/sFr 73,-/s 569,-
ISBN 3-8012-4110-6

Kurt Schumacher lebt in der Erinnerung der Deutschen vor allem als der erste Vorsitzende der SPD nach dem Zweiten Weltkrieg. Volker Schober schildert in diesem Buch die persönliche und politische Entwicklung Schumachers von dessen Kindheit im Kaiserreich über die politischen Kämpfe in der Weimarer Republik bis zum Beginn seines Leidenswegs im „Dritten Reich“.

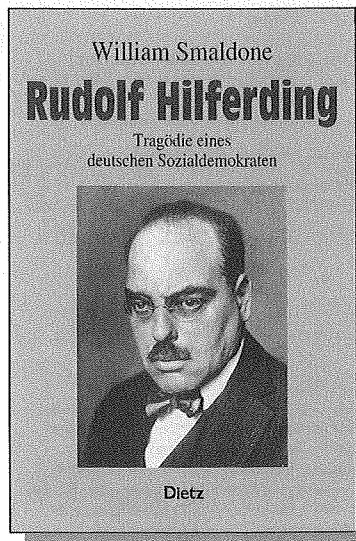
Kurt Schumacher zählt neben August Bebel und Willy Brandt zu den bedeutendsten Vorsitzenden der deutschen Sozialdemokratie. In seinem Buch untersucht Volker Schober Kindheit, Jugend und die politisch prägende Zeit des Mannes, der nach 1945 der SPD seinen Stempel aufdrückte wie kein anderer. In jahrelanger Suche in polnischen und deutschen Archiven ist es dem Autor gelungen, bislang unbekannte Zeugnisse von und über Schumacher aus dessen Kindheit im damaligen Westpreußen, aus der Zeit als junger Student sowie aus den Jahren höchster politischer Aktivität als Redakteur und württembergischer Landtags- und Reichstagsabgeordneter zusammenzutragen und auszuwerten. Geschildert werden die ersten vier Jahrzehnte im Leben Schumachers. Dabei wird der innerparteiliche Aufstieg eines politi-

schen Hoffnungsträgers analysiert, der als einer von ganz wenigen „Jungen“ während der Weimarer Republik in die Führungsriege der SPD gelangte. Im Mittelpunkt aber steht immer wieder Schumacher als kämpferischer Politiker, als der er den Nationalsozialisten 1932 auf der Tribüne des Reichstages seine Abrechnung entgegen-schleuderte: „Die ganze nationalsozialistische Agitation ist ein dauernder Appell an den inneren Schweinehund im Menschen.“ In dem Buch werden die harten politischen Auseinandersetzungen untersucht, in denen der streitbare und deshalb von rechts wie links diffamierte Sozialdemokrat für die demokratische Republik eintrat.



VOLKER SCHOBER, geb. 1968, Dr.phil., Studium der Germanistik, Geschichte und Politischen Wissenschaften in Heidelberg, ist seit 1999 wissenschaftlicher Angestellter am Historischen Seminar der Universität Heidelberg und Mitarbeiter an der Alfred-Weber-Gesamtausgabe.





William Smaldone

Rudolf Hilferding

Tragödie eines deutschen Sozialdemokraten

Aus dem Amerikanischen übersetzt von Christel Steinberg
Reihe: Politik- und Gesellschaftsgeschichte, Bd. 55

etwa 288 Seiten, Hardcover

ca. DM 48,-/sFr 46,-/sS 350,-
ISBN 3-8012-4113-0

Rudolf Hilferding war einer der wichtigsten theoretischen und politischen Führer der deutschen Sozialdemokratie im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts. William Smaldone untersucht Hilferdings zentrale Rolle in der sozialistischen Bewegung vom Höhepunkt ihres Einflusses am Vorabend des Ersten Weltkrieges bis zu ihrer Niederlage – und bis zu Hilferdings Tod in nationalsozialistischer Haft.

Rudolf Hilferding (1877 - 1941) stand im Mittelpunkt der europäischen sozialistischen Bewegung im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts, und zwar als einer der führenden wirtschaftspolitischen Theoretiker der deutschen Sozialdemokratie, als zweimaliger Finanzminister in schwierigen Zeiten und als bekannter Journalist. Vor der Barbarei des „Dritten Reichs“ floh er ins Exil und fiel doch den Nationalsozialisten in die Hände: In der Haft kam er ums Leben. William Smaldone zeichnet in seinem Buch Hilferdings lebenslange Anstrengungen nach, die zentralen Probleme zu analysieren, denen sich der moderne Sozialismus gegenüber sah: die Entwicklung des Finanzkapitals, das Wesen des Imperialismus, der Weg zum Sozial-

ismus und die Organisation der sozialistischen Parteien. Für Hilferding war die Freiheit der Kernbegriff des sozialistischen Projekts, und indem er die Tyrannei von Kommunismus und Faschismus gleichermaßen bekämpfte, leistete er einen wesentlichen Beitrag zur Debatte um das Wesen des Totalitarismus. Hilferdings Einsichten in die Marx'sche Theorie erweisen sich als ebenso unentbehrlich für das Verständnis der Entwicklung des Sozialismus im 20. Jahrhundert wie seine Versuche, seine Ideen in den 1920er Jahren in die politische Praxis umzusetzen.



WILLIAM SMALDONE, geb. 1958, Ph.D. in Neuere Geschichte an der State University of New York in Binghamton, ist zur Zeit Associate Professor für Geschichte an der Willamette University in Oregon; er ist außerdem Mitglied des Coordinating Committee (Vorstand) der Pacific Green Party of Oregon und Mitglied des City Council (Stadttrat) von Salem, wo er mit seiner Frau Jennifer und seinen beiden Kindern Sarah und Emily lebt.